



AMOK

Uwe Füllgrabe

Der Begriff Amok stammt ursprünglich von den Pengamok (Amokläufern) aus dem Malaiischen Archipel. Diese handelten – im Gegensatz zu weit verbreiteten Vorstellungen – keineswegs unbewusst und planlos, sondern aus einem Vergeltungsbedürfnis heraus, vor einem kulturellen Hintergrund, der diese Art der Gewalt tolerierte. Auch in der westlichen Kultur begünstigt eine gewisse Gewalttoleranz der Gesellschaft das Auftreten von Amok. Der Artikel beschreibt amokfördernde Faktoren, ein Täterprofil für Amok in Schulen und Präventionsmaßnahmen.

1. Amok und die Suche nach den Ursachen

Gewalttaten, wie die am 26. April 2002, bei der ein 19-Jähriger in einem Erfurter Gymnasium 17 Menschen erschoss, lösen Entsetzen, Verwirrung und Irritation aus, weil sie

- nicht den üblichen Formen von Mord und Gewalt entsprechen,
- scheinbar unvorhersehbar auftreten und vor allem
- wegen der großen Opferzahl zu einem einzigen Zeitpunkt.

Dass man zur Bezeichnung derartiger Gewalttaten auf den Begriff „Amok“ zurückgreift, ein Phänomen, das sich ursprünglich auf gewalttätige Attacken unter den Einwohnern des Malaiischen Archipels bezog, zeigt deutlich diese Irritation und dass man das Verhalten des/der Täter für bizarr und verrückt hält. Gewalttaten wie die von Erfurt bedürfen aber einer kritischen *kriminopsychologischen* Überprüfung, weil

- die Täter keineswegs den üblichen psychopathologischen Kategorien wie Psychosen usw. entsprechen, also *nicht* im umgangssprachlichen Sinne „verrückt“ sind,

- für ihr Verhalten viele der bei Gewalttaten üblichen Faktoren und Prozesse verantwortlich sind, ihr Verhalten also keineswegs unerklärlich ist,
- spezifisch ihren Taten aber eine narzisstische Haltung zugrunde lag, deren Bedeutung für die Gewaltentwicklung Bushman und Baumeister (1998) nachwies,
- man durchaus Täterprofile für das Phänomen Amok hat, z.B. für Schüler (Band & Harpold, 1999),
- ein Frühwarnsystem gegen Amok (d.h. Serienmorde) errichtet werden kann (s. Band & Harpold, 1999),
- als *Amok* bezeichnete Taten bereits weniger dramatisch in der Klassifikation des FBI für Mehrfachmörder auftauchen (s. Füllgrabe, 1997):

Massenmörder (mass murderer): Täter, die an einem Ort zum gleichen Zeitpunkt viele Menschen töten.

Mörder auf Tötungstour (murderer on spree): Täter, die im Verlauf des gleichen Zeitraumes an verschiedenen Orten mehrere Menschen töten. So wie andere Menschen auf eine Vergnügungstour gehen, gehen sie auf eine „Tötungstour“.

(Die dritte Form der Mehrfachtötungen betrifft **Serienmörder**, serial killers, die in zeitlichem Abstand an verschiedenen Orten Menschen töten.)

2. Wie kontrolliert handelt der Amokläufer?

„Amok laufen“ ist ein Phänomen, das sich ursprünglich auf gewalttätige Attacken unter den Einwohnern des Malaiischen Archipels bezog. Zwar könnte man meinen, dass diese Taten in einem Zustand begangen wurden, wo die Person unbewusst, zufällig und ohne Absicht handelte. Auch die *Pengamok* (diejenigen, die Amok laufen) denken so und auch ihre Nachbarn und ihre Verwandten. Aber beim näheren Hinsehen stellt man etwas anderes fest.

Die Häufigkeit dieser scheinbar impulsiven, unkontrollierbaren Handlung ging schlagartig zurück, als die kulturelle Reaktion darauf von einer unterstützenden Toleranz zu einer brutalen Bestrafung wechselte (zu einem Zeitpunkt der malaiischen Geschichte wurden die *Pengamok* gefangen und gevierteilt).

Auch waren die Angriffsobjekte der Amokattacken nicht zufällige Opfer: Fast alle von ihnen waren dem Amokläufer bekannt und ständige Ursachen von Provokationen. In einer Untersuchung, die *Pengamok* mit einer Kontrollgruppe von Psychotikern verglich, erwiesen sich die Opfer des Amokläufers als „rationale Wahlen“: eine Frau, die als untreu angesehen wurde, ein streitsüchtiger Nachbar, ein tyrannischer Religionslehrer (Tavris, 1982).

Auch bei amerikanischen und deutschen Schülern, die Amok liefen, waren die Opfer mehr oder minder bekannt. Und manchmal sind die Taten sogar geplant, wie im Fall von drei 14-Jährigen, die beabsichtigten, zwei Lehrerinnen zu ermorden, sich bereits einen Revolver besorgt und einen Plan ausgearbeitet hatten, bevor die Polizei – auf einen Tipp hin – die Beschuldigten festnahm (Hessisch Niedersächsische Allgemeine vom 1.12.1999). Zwar handelt es sich um das Vorhaben einer Gruppe, doch besteht hier trotzdem die Gefahr eines Amoklaufes, weil sich aus der geplanten Tat gegen eine Person leicht auch die Tötungen zufällig Anwesender ergeben können (s. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 4.9.1999, S. 42).

Derartige Drohungen muss man jedoch differenziert betrachten, denn eine aus Ärger gesagte Äußerung wie „Ich werde dich umbringen“ wird wohl selten zu einem Mord führen. Bedenklich ist dagegen, wenn eine Tat schon sehr *detailliert* geplant ist, wobei es dann nur noch eines bestimmten Auslösers bedarf, um das Geplante in eine Handlung umzusetzen (s. z.B. die Abschätzung von Bombendrohungen, Füllgrabe, 2001).

3. Die Paradoxie der Höflichkeit

Eines Abends, scheinbar aus heiterem Himmel, bewaffnete sich ein junger malaiischer Mann mit traditionellen Waffen, einem Parang und einem Kris (Dolch), und begab sich auf einen mörderischen Streifzug. Als sein Wutanfall vorüber war, hatte er Besucher in drei örtlichen Caféhäusern angepöbelt und fünf unschuldige Männer ermordet. Seine Freunde waren überrascht, dass er „Amok gelaufen“ war; er schien so höflich zu sein und gute Manieren zu haben.

Der Malaie, der die 5 Besucher eines Cafés tötete, hatte sorgfältig dafür gesorgt, dass seine Opfer Chinesen waren. Es zeigte sich, dass er Ärger auf Chinesen gehegt hatte, die mehrere Jahre zuvor einige Malaien getötet hatten. Die angeblichen psychotischen Symptome des *Pengamok* verschwanden innerhalb eines oder zweier Monate nach dem Vorfall, was kaum der Fall bei tatsächlichen Psychotikern ist (Tavris, 1982).

Der Hinweis auf das höfliche Verhalten des Täters ist psychologisch aufschlussreich. Cohen und Vandello (1997) wiesen nämlich darauf hin, dass Gewalt und Höflichkeit im allgemeinen als Gegensätze angesehen werden, jedoch häufig gemeinsam auftreten.

Die *Paradoxie der Höflichkeit* (Cohen & Vandello, 1997) besteht darin, dass Gewalt und Freundlichkeit *keine* entgegengesetzten Kräfte sind. Vielmehr wirken in vielen Kulturen diese beiden Kräfte zusammen und verstärken einander und erschaffen Gesellschaften, wo nach außen hin Harmonie und Höflichkeit geäußert werden müssen. Aber, wie Cohen und Nisbett (1997) auch experimentell zeigten, verhindern gerade diese Normen von Höflichkeit und Harmoniestreben, dass man jemandem gegenüber sein Missfallen (was ja noch nicht Gewalt ist!) äußert. Die Unterdrückung von Ärger erzeugt deshalb leicht Gewalt, weil Konflikte unter die Oberfläche gedrängt werden und den Menschen die Möglichkeit genommen ist, ihre Unstimmigkeiten, die im Anfangsstadium noch nicht extrem sein müssen, direkt, offen und ehrlich auszutragen. Dadurch wird die Lösung eines zunächst noch recht einfachen Problems verhindert (s.a. Berkowitz, 1973, S. 30).

Aus der Schilderung von Tavris (1982) ergibt sich, dass diese Überlegungen auch für das Auftreten von Amok wichtig sind: Traditionellerweise erwartet man von den Malaien, dass sie höflich und zurückhaltend sind, niemand anderen tadeln und niemals auf Kosten eines anderen nach Erfolg streben. Andere Kulturen, die in das malaiische Archipel gekommen sind, haben viel aggressivere Werte und betrachteten deshalb das Verhalten der Malaien als Schwäche und Minderwertigkeit – die sie sofort

Gewalt und Freundlichkeit sind keine entgegengesetzten Kräfte

ausnutzten. „Amoklaufen“, ob auf einer individuellen Ebene oder einer Gruppenebene der Rebellion, ist eine „glänzende Lösung“ für den Konflikt der Malaien: Es erlaubt dem Malaien, seinen kulturellen Werten treu zu bleiben, während er die Ursachen seiner Unterdrückung und Wut angreift (Tavris, 1982).

4. Amoklaufen, um einer unbefriedigenden Lebenssituation zu entgehen

Die gemachten Ausführungen zeigen, dass es sich beim Amoklaufen der Malaien um die Reaktionen überkontrollierter aggressiver Personen handelt. Tavris (1982) weist aber noch auf eine andere Ursache von Amok hin. Sie berichtet dazu folgendes Ereignis:

Der Angehörige des Gururumba-Stammes verhielt sich fremdartig. Er hatte plötzlich die Hütten der Nachbarn geplündert, stahl Lebensmittel und Gegenstände, und eines Nachmittags fanden die Mitglieder seines Stammes ihn, wie er sich hinter einem Baum verbarg und mit Pfeilen auf Vorübergehende schoss. Der Stamm stimmte darin überein, dass er unter einer geistigen Störung litt, die sie diagnostizierten als: „ein wildes Schwein sein.“

„Ein wildes Schwein sein“ bedeutet für die Gururumba das gleiche wie „Amoklaufen“ für die Malaien. Die Malaien denken, dass Amok durch Zauberei entsteht oder dass man von einem bösen Geist besessen ist; die Gururumba denken, dass es daher kommt, dass man von einem Geist gebissen wurde. Aber „wilde Schweine“, ähnlich wie die *Pengamok*, sind nicht zufällig in der Gesellschaft verteilt. Die einzelnen Personen, die gebissen zu werden scheinen, sind Männer im Alter von 25 bis 35 Jahren, was für den männlichen Gururumba ein besonders stressreiches Jahrzehnt ist. Er muss die Verantwortungslosigkeit aufgeben, eine Frau nehmen und plötzlich die Bürde sozialer Verpflichtungen für die Gruppe übernehmen. Erfolg oder Versagen beim Erfüllen dieser Verpflichtungen fällt nicht nur auf ihn zurück, sondern auch auf seinen Clan.

Tavris (1982) meint, dass „ein wildes Schwein“ sein, einen Weg darstellt, Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten zu lenken, diese Verpflichtungen zu erfüllen. Das Opfer des Bisses des Geistes teilt mit seinem wilden Verhalten der eng miteinander verknüpften Gruppe mit, dass er etwas tun möchte, was seine Verwandten sonst verbieten könnten: eine andere Frau nehmen, irgendwo anders hinzuziehen, eine spezifische Verantwortung aufgeben. In gleicher Weise wie eine lautstarke Äußerung von Ärger in unserer eigenen Kultur schließlich den Empfänger davon überzeugt, dass die ärgerliche Person es wirklich so *meint*, überzeugt das „wilde Schwein“ die Gururumba, dass das Opfer wirklich eine harte Zeit hat und dass etwas getan werden muss. Einige Gururumba begeben sich – bewusst oder nicht – zu Plätzen, wo sie mit großer Wahrscheinlichkeit von einem Geist gebissen werden – einem entlegenen Teil des Waldes oder einem Grab.

Die Gururumba reagieren mit Toleranz auf einen Mann, der „ein wildes Schwein“ ist. Sie haben Verständnis für ihn, weil sie glauben, dass er für seine Handlungen nicht verantwortlich ist. Sie erwarten, dass der Anfall in einigen Tagen abklingt, wie eine Erkältung. Während der Mann sich in diesem Zustand befindet, lenken sie sanft seine

„Verrücktheit“: Sie lassen zu, dass er Lebensmittel oder Kleinigkeiten stiehlt, und sie lassen nicht zu, dass er irgend jemand ernsthaft verletzt. Das Opfer (des Bisses des Geistes) zieht sich selbst für einige Tage in den Wald zurück, ähnlich unserem bezahlten Urlaub. Und wenn er dann immer noch in einem wilden Zustand zurückkehrt, veranstalten die Angehörigen seines Stammes ein Ritual, um ihn zu heilen. Sie „fangen“ und behandeln ihn so, als *wäre* er ein wild gewordenes Schwein: Sie halten ihn über ein rauchendes Feuer und reiben ihn überall mit Schweinefett ein. Dies soll, wie Anthropologen versichern, nicht so schlimm sein, wie es klingt.

Eine bedeutende Person tötet dann ein richtiges Schwein im Namen des Opfers, und für das Opfer wird ein Festessen mit Schweinebraten gegeben. Noch wichtiger sind jedoch die Beruhigung und gewöhnlich die Verringerung seiner Verpflichtungen, die nach dem Ritual stattfinden. Tavris (1982, S. 60) meint: „Dieser Teil der Maßnahme scheint am wahrscheinlichsten Rückfälle zu verringern.“

Diese Meinung von Tavris (1982) muss kritisch betrachtet werden. Bei der von Tavris (1982) beschriebenen Prozedur geht der Täter keineswegs straffrei aus, sondern er muss gewisse negative Konsequenzen seines Verhaltens erleben. Auch wird der Täter wieder direkt in eine kooperierende Gemeinschaft integriert. Nicht unproblematisch ist auch die Verringerung der Verpflichtungen des Täters. Dies darf keine Bekräftigung von Gewalt und eine Belohnung für Amok darstellen. Vielleicht geht dies nur, wenn die Verpflichtungen in einem angemessenen und sachgerecht geringen Umfang verringert werden, also das Gesamtsystem insgesamt nicht leidet und alle dies als fair betrachten.

5. Amok in der westlichen Kultur

Aber wie sieht das Phänomen Amok in westlichen Kulturen aus?

Bekannt ist z.B. der Fall des Massenmörders Charles Whitman, der auf einen Turm der Universität von Texas stieg und von dort aus auf Passanten schoss. Er tötete 14 Personen und verwundete 31 andere.

Moyer (1973) weist darauf hin, dass Whitman einen schnell wachsenden Tumor nahe der Amygdala hatte. Moyer (1973) stellte die These auf, dass die Reizung der Amygdala, einer Gehirnregion, mit Aggression zusammenhängen könnte. Er sieht folgende Wirkungskette: Die Aggressivität der Person hängt vom Zustand ihres Nervensystems ab, was wiederum ihre Stimmung beeinflusst. Wenn eine Person glücklich ist, kann nur eine geringe Zahl von Dingen sie ärgerlich machen. Wenn sie irritiert ist, kann eine Vielzahl an Dingen sie in Wut versetzen. Aber selbst an einem Tag, wo sie irritiert ist, bedarf es eines spezifischen Reizes, um die Person aggressiv handeln zu lassen (Moyer, 1973, S. 35). Welche Rolle auch immer das Gehirn oder andere biologische Faktoren bei Amok spielen mögen, sie sind nicht die direkte und unmittelbare *Ursache* von Amok: Moyer (1973) geht ausführlich auf situative Faktoren und Lernprozesse ein.

Neben derartigen biologisch-physiologischen Ursachendeutungen gibt es noch weitere Motive in unserer Gesellschaft, die häufig zu als „Amok“ bezeichneten Morden führen:

- Jemand wird plötzlich arbeitslos, geht in seine frühere Firma und tötet dort frühere Vorgesetzte und Kollegen.
- Aus Eifersucht, verschmähter Liebe u.ä. tötet ein Mann (oder eine Frau !) die Frau (oder den ungetreuen Liebhaber), ihre (seine) Familie oder andere Personen.
- In Bad Reichenhall feuerte 1999 ein 16-Jähriger wahllos aus einem Fenster eines Einfamilienhauses, erschoss dabei zwei Personen und verletzte sechs Personen zum Teil schwer. Vor seinem Selbstmord brachte er seine 18-jährige Schwester mit fünf gezielten Revolverschüssen um. Danach nahm sich der Jugendliche mit einem Schuss aus einer Schrotflinte in den Mund das Leben.

Neben derartigen Einzelfällen gibt es eine systematische Untersuchung von Amokschützen in Schulen, die wichtige Einsichten liefert (Band & Harpold, 1999). In Pearl (Mississippi) tötete ein 16-Jähriger seine Mutter, ging dann in seine Schule (High School) und schoss auf neun Schüler, zwei der Schüler wurden dabei getötet. In Jonesboro (Arkansas) erschossen ein 11-Jähriger und ein 13-Jähriger nach einem falschen Feueralarm vier Mädchen und einen Lehrer und verwundeten weitere zehn Personen in einem Wald. In einer Highschool in Littleton gingen zwei junge Schüler auf eine „Tötungstour“ (killing spree) und begingen dann Selbstmord.

Man kann in diesen und anderen Beispielen in Band und Harpold (1999) ein gewisses Muster erkennen und ein Täterprofil daraus ableiten, das aber lediglich den Status eines Syndroms hat und (auch wegen der geringen Stichprobengröße, N = 6) noch weiterer wissenschaftlicher Überprüfung und Differenzierung bedarf. Die Täter waren:

- relativ jung.
- Sie töteten Familienmitglieder und Unbeteiligte, also auch Personen, gegen die sie keinen direkten Groll gehegt haben dürften. Es liegen hier also völlig andere Bedingungen vor als bei Personen, die nach ihrer Entlassung an ihren früheren Arbeitsplatz zurückkehren und dort wahllos töten.
- Viele waren Schüler einer High School. Dies kann mit dem Altersfaktor zusammenhängen. Andererseits könnte es aber sein, dass in Institutionen mit höherem Bildungsanspruch (z.B. Universitäten) seltener Personen vorkommen, die die psychologischen Grundstrukturen aufweisen, die einem Amoklauf vorausgehen.
- Mit einer Ausnahme hatten in allen sechs von Band und Harpold (1999) beschriebenen Schießereien die Täter ihre Absichten an andere Schüler durchsickern lassen, aber die Polizei erhielt diese Informationen nicht.
- Sie handelten alleine oder zu zweit.
- Einige begingen Selbstmord nach der Tat.

6. Die Bedeutung aggressionshemmender Faktoren

Bei Ursachenerklärungen von Gewalt und Kriminalität mit Erbanlagen, sozialen Ursachen u.ä. wird der Täter irgendwie als hilfloses Opfer der Umstände und der Situation gesehen. Auch wenn dies nicht ausdrücklich formuliert wird (und der Betreffende bei Nachfrage vermutlich bezeugt, er habe es so nicht gemeint), der aggressiv oder kriminell Handelnde wird gewissermaßen wie ein Ball in

einem See gesehen, der durch Wind und Wellen bewegt wird, aber selbst nichts zu einem sachgerechten Kurs beitragen kann.

Wer in seinen Ursachendeutungen diese *Ballmetapher* benutzt – wenn auch eingehüllt in wissenschaftliche Formulierungen – übersieht nicht nur die Möglichkeit und Notwendigkeit der Selbstkontrolle und Selbststeuerung (Füllgrabe, 1997), sondern drückt damit auch völlig falsche Vorstellungen von Denkstrukturen von Menschen aus. Im Denken von Menschen mögen häufig Gedanken von Ärger und Rache auftauchen, aber sie werden zu meist nicht umgesetzt. Dies hängt damit zusammen, dass es nicht nur aggressionsfördernde Gedanken, sondern auch aggressionshemmende Gedanken und Faktoren gibt. Dies können z.B. konstruktive Faktoren wie Einfühlung, Einsicht in die Notwendigkeit von Gewaltfreiheit, Einsicht in die Nutzlosigkeit von Gewalt usw. sein. Es können aber auch defensive Faktoren sein, wie z.B. Angst vor einer Bestrafung.

Man kann deshalb vereinfacht sagen:

Aggression = Aggressivität – Aggressionshemmung

Dies soll keine mathematische Gleichung sein, sondern eher als eine Metapher, ein Bild für das Aufeinandertreffen gewaltfördernder (Aggressivität) und gewalthemmender Faktoren dienen:

Die konkrete Handlung (Aggression) ist abhängig vom Bedürfnis nach Gewalt (Aggressivität) und von Hemmungen gegen das Ausführen dieses Bedürfnisses.

Diese Metapher erklärt gut das Phänomen, dass selbst beim Vorliegen gleich starker aggressiver Tendenzen eine Person Gewalt zeigt, eine andere aber nicht.

Dean und Malamuth (1997) stellten z.B. völlig unterschiedliches Verhalten bei Männern mit starken gewalttätigen sexuellen Kognitionen und Fantasien fest. Männer, die eine derart starke Orientierung hatten und selbstzentriert waren, lebten diese sexuelle Aggression mit größerer Wahrscheinlichkeit aus. Eine andere Gruppe von Männern hatte sogar eine stärkere Fantasie von sexueller Gewalt als die selbstzentrierte Gruppe, aber sie hatten auch eine größere Sensitivität gegenüber den Gefühlen anderer Menschen. Diese Sensitivität beinhaltet z.B. das Vorhandensein von Gefühlen für das Leiden anderer Menschen, Intimität, Vereinigung und Solidarität mit anderen Menschen. Ein solcher Mann kann sich durchaus sexuelle Gewalt in seiner Fantasie vorstellen, übt diese aber nicht in der wirklichen Welt aus.

Diese Metapher erklärt auch gut die „Paradoxie der Höflichkeit“. Während nämlich beim Fehlen von oder bei sehr geringer Hemmung folgendes gilt:

Starke Aggressivität – geringe Hemmung = starke

Aggression,

ergibt sich bei einer sehr starken Hemmung (kurzfristig):

Starke Aggressivität – starke Hemmung = extrem höfliches, zurückhaltendes, unterwürfiges u.ä. Verhalten.

7. Warum die Frustrations-

Aggressionshypothese nicht immer stimmt

Verschiedene Untersuchungen (z.B. Catalano, Novaco & McConnell, 1997) zeigen die Wichtigkeit auf, neben aggressionsfördernden Faktoren auch aggressionshemmende Faktoren zu untersuchen.

Menschen mit sicherem Bindungsstil laufen kaum Amok.

Denn die Formel Frustration → Aggression ist viel zu einfach. Dies wird z.B. von Green, Glaser und Rich (1998, S. 88) aufgezeigt, wenn sie auf „weitgehend übersehene Eigenschaften der Beziehung von Frustration und Aggression“ hinweisen. So fand man sowohl in

Tierversuchen als auch bei Menschen ein

nen schnellen Abfall aggressiver Impulse, selbst wenn Angriffsobjekte vorhanden waren. Beispielsweise können Kognitionen, z.B. durch das Neubewerten der Situation, Aggression vermindern.

Wenn eine Frustration aggressive Impulse ausgelöst hat, hängt es offensichtlich von individuellen Unterschieden ab,

- ob die aggressiven Impulse allmählich verschwinden, oder
- ob sie in direkte Aggression umgesetzt werden, oder
- ob sie im Laufe der Zeit allmählich eine extrem aggressive kognitive Struktur, ein aggressives Weltbild oder eine aggressiv orientierte Fantasie aufbauen (Green, Glaser & Rich, 1998). (Dies wird häufig fälschlicherweise als „Aggression baut sich auf“ bezeichnet. Das kann aber leicht zur sprachlichen Verwirrung führen, wenn nicht deutlich zwischen einer aggressiven Tendenz – aus Emotionen, Körpergefühlen, Kognitionen und Imaginationen – und der *Handlung* Aggression unterschieden wird.)

Einer dieser Faktoren, der diese individuellen Unterschiede bewirkt, ist z.B. der *Narzissmus*, der Grad der ICH-Bezogenheit (Bushman & Baumeister, 1998).

8. Individuelle Reaktionen auf Frustrationen

Warum begehen nicht alle Personen, die eine unglückliche Liebe erlebten oder die entlassen wurden, einen Mord oder laufen Amok? Warum können einige Personen besser Ärger bewältigen als andere Personen?

Einen Faktor für derartige individuelle Unterschiede findet man im von Kindheit an ausgeformten *Bindungsstil* eines Menschen (Miculincer, 1998).

Gehen Eltern während der frühen Lebensjahre eines Kindes sicher und zuverlässig auf die Bedürfnisse eines Kindes ein, treten sie mit ihm in eine vertrauensvolle Interaktion ein, so entwickelt das Kind einen *sicheren Bindungsstil*. Gehen die Eltern nur unregelmäßig, unvorhersagbar auf das Kind ein, entwickelt dieses einen *ängstlich-ambivalenten Bindungsstil*. Gehen die Eltern nur sehr selten auf das Kind ein und halten sie gefühlsmäßige Distanz, entwickelt das Kind einen *distanzierten Bindungsstil*.

Dass der Bindungsstil tatsächlich mit Amok zu tun haben dürfte, ergibt sich aus dem Täterprofil von Band und Harpold (1999). Den Amokschützen in Schulen fehlte familiäre Unterstützung oder sie nahmen dies so wahr. Zwei der Täter töteten einen Elternteil oder beide Eltern.

Wenn man dies mit Ergebnissen von Miculincers (1998) Untersuchung vergleicht, dürften Personen mit einem sicheren Bindungsstil wohl kaum Amok laufen, denn sie schrieben einer Person nur dann feindselige Absichten zu, wenn es klare Hinweise dafür gab. Deshalb reagierten sie nicht auf jedes frustrierende oder störende Ereignis mit intensivem Ärger. Sie taten dies nur, wenn die andere Person eindeutig in feindseliger Weise handelte. Sie

zeigten Ärger nach außen in kontrollierter und nicht feindseliger Weise. Für sie war der Ärger eher eine Motivation, den Konflikt zu bewältigen. Ganz anders war es bei den beiden anderen Bindungsstilen.

Ängstlich-ambivalente Personen hatten in ihrer Kindheit die Erfahrung gemacht, dass wichtige Bezugspersonen nicht immer verfügbar waren und nicht sensibel auf ihre Bedürfnisse reagierten. Deshalb neigen sie eher dazu, das Verhalten anderer Menschen als feindselig fehlzudeuten. Und sie erlernen keine angemessene, letztendlich *kooperative* Ärgerreaktion und Ärgerbewältigung. Statt dessen erleben sie intensiven Ärger, grübeln über Gefühle des Ärgers nach, wodurch keine geistigen Ressourcen zur Bewältigung des Konflikts zur Verfügung stehen.

In Situationen, wo andere Menschen mit Ärger reagieren, beteuerten Personen mit *vermeidendem Bindungsstil*, dass sie keinen Ärger empfänden. Tatsächlich zeigten sie aber neben einem distanzierten Verhalten intensive physiologische Anzeichen von Ärger, intensivere Feindseligkeit und eine undifferenzierte Neigung, anderen Personen mehr Feindseligkeit zuzuschreiben. Diese Reaktion trat sogar in Situationen auf, wo der Auslöser des Ärgers eindeutig keine feindseligen Absichten zeigte (Miculincer, 1998). Dies könnte ein Grundstein für das Entstehen von Amok sein.

9. Gefahren aus der Nachsichtigkeit der Gesellschaft hinsichtlich Gewalt

Es gibt jedoch auch gesellschaftliche und kulturelle Faktoren, die die Ärgerreaktion beeinflussen. In mehreren Kulturen gibt es bestimmte Zeiten oder Situationen, in denen Gewalt keineswegs geächtet wird.

Dies kann für *Kulturen der Ehre* (Cohen & Nisbett, 1997) gelten, könnte auch in unserer Gesellschaft eine Rolle spielen, wenn aggressives und kriminelles Verhalten nicht ausdrücklich und deutlich geächtet wird, sondern bagatellisiert wird, etwa mit dem Hinweis, dass es für Jugendliche in einem bestimmten Alter üblich, „natürlich“ sei, Aggression zu äußern oder dass viele gewalttätige Jugendliche irgendwann schon wieder aus der Gewalt aussteigen werden.

Derartige Argumentationen sind keineswegs geeignet, Hemmungen gegen das Äußern von Gewalt aufzubauen. Und sie spiegeln auch nicht unbedingt die Realität wider, denn die Gewaltbereitschaft ist keineswegs zwangsläufig. Der Soziologe Anderson (1994) wies nämlich darauf hin, dass sich in amerikanischen Ghettos trotz erheblicher Armut die meisten Einwohner an Mittelschichtnormen orientieren. Sie nennen sich deshalb selbst *decent people* („anständige Personen“), im Gegensatz zu den impulsiven und zu Aggression neigenden *street people*.

Auch in Kulturen der Ehre wird Gewalt keineswegs immer geächtet. Es gibt auf der ganzen Welt solche Kulturen mit einer bestimmten Denkweise in zwischenmenschlichen Interaktionen: Beleidigungen oder irgendeine Herausforderung, die anzeigt, dass eine Person herumgestoßen werden könnte, muss mit harter Vergeltung begegnet werden, so dass die Person nicht als Schwächling, „als leichte Beute“ abgestempelt werden wird. Anthropologen bezeichnen Gesellschaften, die solch gewaltsame Normen haben, als *Kulturen der Ehre*.

Viele Subkulturen in den USA besitzen eine Version einer Kultur der Ehre, was zweifellos zu der hohen Rate von Gewalttätigkeit in diesen Bereichen beiträgt. Cohen und Nisbett (1997) finden es erstaunlich, dass die Kultur der Ehre auch dort noch existiert, wo es keine funktionalen Gründe mehr dafür gibt, sich so zu verhalten.

Obwohl Verhaltensweisen letzten Endes von Individuen oder Gruppen von Individuen ausgeführt werden, können solche Verhaltensweisen tiefer gehende kulturelle Konsequenzen bewirken, wenn sie die Politik von Institutionen oder öffentliche Darstellungen beeinflussen. Wird ein bestimmtes Verhalten gezeigt und von der Gesellschaft nicht abgelehnt oder bestraft, sondern toleriert, kann dieses Verhalten zur Norm werden. Eine Nichtreaktion wird dann leicht als offizielle Billigung durch die Kultur gedeutet. Wenn z.B. Lehrer aggressivem Verhalten von Schülern zuschauen, ohne darauf zu reagieren, wirkt dieses billigende Zuschauen aggressionsverstärkend auf die Schüler, worauf Tausch und Tausch (1971) hinwies. Auf diesem Wege kann das öffentliche Äußern einer bestimmten Verhaltensweise eine Rückkoppelung erzeugen und das beeinflussen, was als kulturell akzeptierbar definiert wird, was wert ist, belohnt oder bestraft zu werden. Cohen und Nisbett (1997) zeigen zwei Mechanismen auf, durch die das geschieht: a) das soziale Stigma *oder* das Fehlen des Stigmas für gewalttätige Handlungen und b) Darstellungen von Gewalt in den Medien als bösartig und inakzeptabel *oder* als gerechtfertigt und verständlich. Im ersten Experiment bekamen Arbeitgeber Briefe von Bewerbern gesandt, die jemand in einem Konflikt getötet hatten, der mit der Ehre zusammenhing. Firmen aus den Südstaaten oder dem Westen der USA reagierten auf diesen Brief in einer verständnisvolleren und kooperativen Weise.

Im zweiten Experiment bekamen Zeitungen Fakten über eine Geschichte zugeschickt, wo das Opfer als Folge einer familiären Beleidigung erstochen wurde. Zeitungen aus den Südstaaten oder dem Westen der USA machten daraus Geschichten, in denen mehr Sympathie gegenüber dem Täter geäußert wurde und stellten dies mehr als gerechtfertigt dar, als es Zeitungen aus den Nordstaaten taten. Eine genaue Analyse ergab, dass die größere Sympathie der Zeitungen aus dem Süden oder Westen sich nur auf Gewalt bezog, die aus der Ehre heraus geschah, nicht auf Gewalt und Verbrechen im Allgemeinen. Gewalt wird also im Süden und dem Westen der USA weniger stigmatisiert.

Man könnte auch für unsere Gesellschaft die Hypothese aufstellen, dass Gewalt nicht immer stigmatisiert wird. Dies zeigt sich z.B. in solch bizarren Phänomenen wie Frauen, die sich in brutale Serienmörder verlieben oder diese sogar heiraten (Füllgrabe, 1997).

Und, vielleicht noch schlimmer, Amokläufer können zu „kulturellen Ikonen“ hochstilisiert werden, zu mythischen Figuren. Die Konsequenz daraus: Der Amoklauf in der Columbine High School in Littleton, 1999, soll zumindest für vier weitere Amokläufe und 3 geplante Amokläufe in den USA verantwortlich sein. Und weltweit sollen mindestens 60 Drohungen geäußert worden sein, in denen Littleton erwähnt wurde (Elliott, 2001).

10. Der Weg zum Amoklauf

Amok tritt keineswegs urplötzlich auf, sondern ist lediglich die Endphase eines längeren Prozesses. Nach der Darstellung psychologischer und gesellschaftlicher Hintergründe von Amok sollen die psychologischen Elemente dargestellt werden, die vor einer Amoktat vorhanden sind und die sich im Laufe der Jahre allmählich aufgebaut haben.

Wie bei anderen Delikten (z.B. sexuelle Gewalt gegen Frauen) ist eine Erklärung des Amoklaufens in Schulen mit einer Auflistung von Eigenschaften des Täters wenig hilfreich. Vielmehr ist sinnvoll

- a) eine Unterscheidung zwischen allgemeinen und spezifischen gewaltfördernden Faktoren,
- b) die Betrachtung der *zeitlichen Entwicklung* gemäß einem „Kaskadenmodell“, das die allmähliche stufenweise Entwicklung zum Delikt schildert. Anschaulich haben dies Gottman und Levenson (1992) mit ihrem Modell der allmählichen Entwicklung von ehelichen Beziehungen bis zur Ehescheidung dargestellt: Über verschiedene Stufen geht es allmählich mit der Beziehung immer mehr bergab, und die Situation und die Beziehung entwickeln sich immer negativer.

Offensichtlich hat das Amoklaufen verschiedene Faktoren mit anderen Delikten, wie z.B. Serienmorden, gemeinsam, in anderen unterscheidet es sich aber.

Allgemeine Faktoren der Gewaltförderung, die bei vielen Gewaltdelikten zu finden sind, werden von Band und Harpold (1999) für die Amokschützen in Schulen erwähnt.

10.1 Keine Ausformung eines sicheren Bindungsstils

- Ihnen fehlte familiäre Unterstützung, oder sie nahmen dies so wahr.
- Sie schienen Probleme mit ihren Eltern gehabt zu haben, obwohl kein Hinweis auf Missbrauch durch die Eltern zu finden war.
- Sie waren Einzelgänger. Sie schienen von anderen isoliert zu sein.

Ein derartiger unsicherer Bindungsstil bedeutet das Fehlen eines emotionalen Unterstützungssystems (Familie, Freunde usw.), und er verhindert auch die Ausformung eines realistischen kooperativen Weltbildes, die Entwicklung sozialer Fähigkeiten und die sachgemäße Bewältigung von Ärger und Stress.

10.2 Frühes Auftauchen von aggressivem und abweichendem Verhalten

- In ihrer Lebensgeschichte waren Ausbrüche von Ärger zu finden oder kleinere Handlungen von aggressivem körperlichen Kontakt in der Schule.
- In ihrer Lebensgeschichte gab es Behandlungen hinsichtlich psychischer Störungen.

Derartige kann man auch bei Serienmördern finden, die im längeren Zeitabstand jeweils ein Opfer töten.

10.3 Gewaltfördernde Medien

Im Zusammenhang mit Amokläufen taucht immer wie-

Kultur der Ehre verstärkt die Gewalttätigkeit

Filme führen nicht zu Gewalt, fördern aber die Gewöhnung an sie

der die Meinung auf, Gewaltdarstellungen in den Massenmedien, gewalttätige Computerspiele usw. seien für Gewalttaten und spezifisch Amokläufen verantwortlich. Doch so einfach ist es nicht, denn ein gewalttätiger Film trifft nicht unbedingt auf einen Men-

schen, der diese Gewalt automatisch weitergibt. Vielmehr hängt es von dem persönlichen Entscheidungsprozess jedes einzelnen ab, wie er auf diesen Film reagiert. Dieser Entscheidungsprozess hängt wiederum von der kognitiven Struktur, dem sozialen Beziehungsgeflecht usw. der Person ab. So wiesen z.B. Tausch und Tausch bereits 1971 darauf hin: Gewaltbereite Kinder bevorzugen eher aggressive Filme, im Gegensatz zu Kindern aus intakten zwischenmenschlichen Beziehungen.

Deshalb hat der Anblick eines gewalttätigen Films keineswegs auf jeden Zuschauer eine aggressionsfördernde Wirkung. Das Gefährliche dabei ist aber, dass es selbst bei nichtaggressiven Zuschauern zu einer allmählichen Gewöhnung an Gewalt und einer Verringerung der Aggressionshemmung kommen kann. Hierbei wirken komplexe Muster der Desensibilisierung und Resensibilisierung (Mullin & Linz, 1995).

Spezifisch im Zusammenhang mit dem Amoklauf in Erfurt tauchte die Frage auf, welchen Anteil gewalttätige Videospiele bei Amokläufen haben. Eine Untersuchung von Anderson und Craig (2000) hilft, diese Frage zu beantworten. Die Autoren gingen dabei von der Tatsache aus, dass Videospiele bei dem Amoklauf von Littleton, Colorado, vermutlich eine gewisse Rolle spielten.

Eric Harris und Dylan Klebold, die am 20. April 1999 bei diesem Ereignis dreizehn Mitschüler ermordeten und 23 Verletzten, bevor sie die Waffen gegen sich selbst richteten, spielten nämlich gerne eine Version des Spiels Doom, bei dem zwei Schützen mit Spezialwaffen und unbegrenzter Munition auf Personen schießen, die sich nicht wehren können. Für ein Klassenprojekt hatten Harris und Klebold ein Video erstellt, in dem sie in Trenchcoats auftraten, Schusswaffen bei sich trugen und Schulsportler töteten. Ein Jahr später lebten sie ihr Spiel in „gottähnlicher Weise“ aus.

Bezüglich des Einflusses von Gewaltvideos stellten Anderson und Craig (2000) fest, dass Videos mit gewalttätigem Inhalt einen Einfluss auf aggressives und kriminelles Verhalten haben können. Dieser Einfluss ist aber nur für Personen festzustellen, die bereits aggressive Gedanken und Gefühle haben und vor allem für Männer. Die Ergebnisse der zwei Experimente stimmen mit dem General Affective Aggression Model (GAAM) überein, das vorhersagt, dass der Anblick gewalttätiger Videos aggressives Verhalten verstärkt auftreten lässt, sowohl

- a) kurzfristig (z.B. im Labor) als auch
- b) langfristig (z.B. Kriminalität).

Anderson und Craig (2000) zeigen die hierbei wirkenden Prozesse auf: Wiederholtes Benutzen gewalttätiger Videospiele verstärkt:

1. Kognitionen und Verhaltensmuster
 - 1.1 aggressive Meinungen und Einstellungen
 - 1.2 aggressive Wahrnehmungsschemata
 - 1.3 aggressive Erwartungen

- 1.4 aggressive Verhaltensmuster
- 1.5 Gewöhnung an Gewalt (Desensibilisierung = Hemmungsabbau)

Dies verstärkt die aggressive Persönlichkeitsstruktur. Dies wiederum hat Auswirkungen auf:

2. persönlichkeitspsychologische Variablen (z.B. aggressive Persönlichkeit)
3. situative Variablen, z.B. soziale Situationen oder Suche neuer Bezugsgruppen (von Freunden usw.).

Ein typisches Beispiel dafür, dass der Konsum von Gewalt die Gewaltbereitschaft gerade bei Gewaltorientierten fördert, ist der Fall des Kristofor H., der als 14-Jähriger eine Lehrerin tötete, einen Kollegen und zwei Schülerinnen verletzte. „Um Aufmerksamkeit zu erregen, wurde er gewalttätig gegen sich selbst, grenzte sich später gegen alle Menschen ab, steigerte sich in Horrorfantasien. Als er „Amok“ von Stephen King las – in dem Buch erschießt ein Schüler aus Wut seine Lehrerin –, fand Kristofor seine Gefühlswelt offen ausgebreitet. Als er dann vor seiner Lehrerin stand, „lief alles wie von selbst ab.“ (FAZ vom 9.10.1999, S. 42)“.

Man könnte auch die Hypothese wagen, dass es die Art der konsumierten Gewalt in Massenmedien war, die Amokläufer (Massenmörder) von Serienmördern unterscheidet. Dies könnte aus folgenden Feststellungen von Band und Harpold (1999) abgeleitet werden:

■ Sie waren durch satanische Kulte oder kultähnliche Denkweisen oder philosophische Werke (z.B. Nietzsche) beeinflusst.

■ Sie hörten Lieder, die Gewalt förderten.

Dies zeigt, dass Amokschützen solche Gewalt in Medien konsumierten, die mit einem mehr oder minder strukturierten aggressiven Weltbild zusammenhängt. Dagegen ist z.B. typisch für Serienmörder, dass ihre Gewaltvorstellungen in ihrem Denken und ihrer Fantasie sich auf die Durchführung und die Perfektion ihrer sadistischen Taten bezogen (Füllgrabe, 1997), also *individualistisch* ausgerichtet waren.

Diese unterschiedliche Ausrichtung der gewalttätigen Denkstrukturen und das Vorhandensein und die intensive Beschäftigung mit (Schuss-)Waffen könnten – neben anderen Faktoren – der Unterschied zwischen einem Serienmörder und einem Massenmörder (Amokläufer) sein.

Ein weiterer Unterschied zwischen Serienmördern, die für sie unbekannte Personen töten, zu Amokschützen in Schulen ist, dass diese ihnen bekannte Personen töten (und evtl. dabei auch ihnen nicht bekannte Personen töten).

11. Spezifische psychologische Vorbedingungen von Amok

Aus den Falldarstellungen, der Untersuchung von Band und Harpold (1999) und wissenschaftlichen Untersuchungen zu Ursachen von Gewalt ergibt sich folgendes Bild von den Faktoren, die spezifisch Amok erzeugen.

11.1 Eine narzisstische Persönlichkeitsstruktur

Eine wichtige Voraussetzung für Amok scheint eine narzisstische Persönlichkeitsstruktur (Band & Harpold, 1999) zu sein. Man sieht alles aus der Perspektive des eigenen ICH. Positive Dinge werden als selbstverständlich hingenommen. Negative Ereignisse werden leicht und

schnell als persönliche Kränkungen betrachtet. Bushman und Baumeister (1998) stellten fest, dass weder eine geringe Selbstachtung noch ein hohes Ausmaß an günstiger Betrachtung des eigenen Selbst zu Aggression führen, sondern ein instabiles Selbstwertgefühl, das täglichen Schwankungen unterliegen kann. Sie stellten auch einen Zusammenhang zwischen Narzissmus und Gewaltbereitschaft fest.

Gemessen wurde die narzisstische Haltung durch Items wie: „Wenn ich die Welt regieren würde, wäre sie ein besserer Platz“, „Ich werde eine große Person sein“, „Ich bin fähiger als andere Personen.“

Bedrohungen des eigenen ICH in Form von Beleidigungen erhöhten die aggressive Reaktionsbereitschaft bei allen Personengruppen. Die höchsten Aggressionsniveaus fanden Bushman und Baumeister (1998) aber bei Personen, die emotionale und motivationale Investitionen in extrem günstige, grandiose Selbstbilder gemacht hatten (Narzissten). Narzissten reagierten (in der ersten Studie) sogar aggressiv gegenüber jemandem, der sie *positiv* bewertet, gelobt hatte.

Bushman und Baumeister (1998, S. 226) zeigen folgenden Verhaltensmuster auf:

11.2 Eine Opfermentalität

Eine weitere wichtige Voraussetzung für Amok ergibt sich aus der Untersuchung von Band und Harpold (1999). Die Amokschützen in Schulen fühlten sich von anderen zurückgewiesen und suchten Rache oder Vergeltung für tatsächliches oder vermeintliches Böses, was man ihnen angetan hatte. Sie hatten also ein negatives, paranoides Weltbild: Alle sind gegen mich, ich bin ein Opfer, und deshalb habe ich das Recht, mich zu rächen.

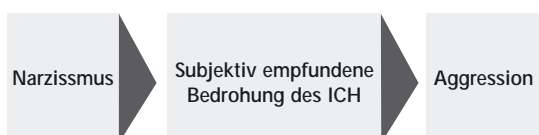
11.3 Allmählicher Aufbau einer gewaltorientierten kognitiven Struktur

Mehrere der im Täterprofil von Band und Harpold (1999) erwähnten Faktoren zeigen auf, dass durch verschiedene Prozesse, z.B. Imitationslernen und Denken an Gewalt bei ihnen Gewalt eine immer größer werdende Rolle spielte.

- Sie hörten Lieder, die Gewalt förderten.
- Sie zeigten Interesse an früheren Morden.
- Sie suchten eine traurige Berühmtheit, indem sie andere (Amok-)Schießereien in anderen Schulen kopieren wollten, aber wollten es besser machen als die letzten Schützen.

Dies mag auch bei anderen gewaltbereiten Jugendlichen zu finden sein, die dann impulsiv leicht zu Schlägereien neigen. Aber diese Jugendlichen mit einem impulsiven Lebensstil befinden sich meistens in Cliques. Die Amokschützen waren dagegen zumeist Einzelgänger und/oder fühlten sich von anderen Menschen isoliert. Deshalb könnte für die Amokschützen noch etwas anderes als die reine Gewalt von Interesse gewesen sein:

- Sie waren durch satanische Kulte oder kultähnliche Denkweisen oder philosophische Werke beeinflusst.



Das bedeutet, dass die Gewalt für sie – im Gegensatz zu anderen gewaltbereiten Jugendlichen – zusätzlich mit irgendeinem weltanschaulichen oder kultischen Sinn verknüpft war.

11.4 Das rauschhafte Gefühl der Macht

Die Amokschützen empfanden sich von anderen Menschen, selbst ihrer Familie isoliert. Sie fühlten sich auch machtlos. Sie hatten aber den Eindruck oder schon die Erfahrung gemacht, dass man durch Gewalt aus der negativen Gefühlslage herauskommen kann und durch Gewalt das Gefühl der Unterlegenheit in das Gefühl der Überlegenheit verwandeln kann (Füllgrabe, 1997). Dann ist man selbst Herr der Lage. Und gerade durch *unberechenbare, unvorhersagbare* Gewalt kann man andere Menschen am besten einschüchtern und schockieren. Man hat dann – wie beispielsweise der sadistische römische Kaiser Caligula – grenzenlose Macht, wenn auch nur für diesen einen Augenblick. Aber in diesem Augenblick erlebt man intensiv das berauschende Gefühl der grenzenlosen Macht (Füllgrabe, 1997).

11.5 Das Vorhandensein von Waffen erhöht die Gewaltbereitschaft

Die Amokschützen hatten eine Waffe zur Verfügung oder andere Mittel, um die Gewalttat auszuführen. Vor allem aber könnte das systematische Sammeln von Waffen ein Merkmal sein, das Amokläufer von anderen Serienmördern unterscheidet.

Vor vielen Jahren hatte Berkowitz experimentell aufgezeigt, dass der bloße Anblick einer Waffe die Gewaltbereitschaft fördern kann (Berkowitz, 1973, 1997). Daraus leitete er die paradoxe Formulierung ab: Nicht der Finger bewegt den Abzug, sondern der Abzug den Finger.

Berkowitz (1997) weist z.B. auf Untersuchungen hin, die zeigten, dass der bloße Anblick einer Schusswaffe aggressive Reaktionen bei Personen auslöste, die nicht verärgert waren, so lange, wie ihre Hemmungen gegen Aggressionen relativ schwach waren. In einer Untersuchung sahen Kinder je nach Versuchsbedingung eine richtige Waffe, eine Spielzeugwaffe oder keine Waffe. Danach machte ein Erwachsener positive, negative oder überhaupt keine Bemerkungen zu den Waffen. Es zeigte sich, dass Kinder um so eher miteinander kämpften und sich schlugen,

- wenn sie dem Anblick einer Waffe ausgesetzt waren,
- und noch viel stärker, wenn der anwesende Erwachsene diese Waffen nicht kritisch bewertete oder sie ablehnte
- und wenn die Kinder vorher frustriert worden waren. Aber auch nicht frustrierte Kinder zeigten Auswirkungen des Waffeneffekts (Berkowitz, 1997).

11.6 Ein niederschmetterndes Erlebnis

Es zeigt sich also, dass es eine Kombination von Faktoren ist, die zu Amok führen. Wenn die psychologischen Vorbedingungen (11.1 – 11.4) gegeben sind und auch mit Waffen die materiellen Voraussetzungen vorliegen, ist die Bühne für den Amokläufer vorbereitet. Es bedarf dann nur noch eines zündenden Ereignisses, um die Tat in Gang zu setzen. Amokläufer in Schulen hatten zuvor ein niederschmetterndes Ereignis erlebt (z.B. eine unglückliche Lie-

be), das zu Depression und Gedanken an Selbstmord führte, die zum Mord führten (Band & Harpold, 1999). Weitere psychologische oder situative Faktoren dürften wohl noch hinzukommen, bevor Amok ausgelöst wird und auch darüber entscheiden, ob jemand zum Massenmörder wird oder zum Mörder auf Tötungstour, der ja der eigentliche Amokläufer ist.

Man kann vereinfacht die Vorbedingung für Amok so sehen: Auf der Grundlage einer narzisstischen Persönlichkeit deutet eine Person sehr viele Dinge negativ. Ihr Weltbild ist:

Die ganze Welt ist gegen mich + Ich werde unfair behandelt. + Ich habe das Recht, die Gerechtigkeit wieder herzustellen. + Ich habe ja eine Waffe zur Verfügung, um dies zu tun.

Beim Vorliegen einer spezifischen Situation, z.B. einer Kränkung des ICH, Entlassung, Liebeskummer usw. wird dann die gedankliche Struktur in Amok umgesetzt.

12. Was kann man gegen das Auftreten von Amok in Schulen tun?

Grundsätzlich ist wichtig, die Hemmungen gegen das Äußern von Gewalt zu erhöhen: Erhöhung der Einfühlung in potenzielle Opfer, Einsicht in die Notwendigkeit von Gewaltfreiheit, Verstärkung der Selbstkontrolle und der Ärgerkontrolle.

Spezifisch für Schulen nennen Band und Harpold (1999) folgende Maßnahmen:

1. Nulltoleranz gegenüber Drohungen

Die Schule sollte eine Nulltoleranz-Politik gegenüber Schülern entwickeln, die Drohungen aussprechen. Eine derartige Politik könnte schnelle psychologische Diagnostik oder Maßnahmen für diese Schüler beinhalten, im Extremfall auch Ausschluss.

2. Auf Warnzeichen achten

Man sollte auf Schüler achten, die bestimmte Merkmale zeigen. Wenn man die von Band und Harpold (1999) aufgeführten allgemeinen Warnzeichen für Gewalttätigkeiten betrachtet, könnte man sie z.B. so klassifizieren:

■ Zunächst gibt es **allgemeine Faktoren der Gewaltförderung**, die bei vielen Gewaltdelikten zu finden sind:

a) Gewaltfördernde Faktoren:

- Gewalttätige Handlungen in der Lebensgeschichte.
- Ein enges Familienmitglied hat gewalttätige Handlungen begangen.
- Alkohol- oder Drogenmissbrauch in der Lebensgeschichte.

b) Fehlen von gewaltverhindernden Faktoren:

- Fehlen eines emotionalen Unterstützungssystems.
- Fehlen von Fähigkeiten zur Bewältigung von Problemen oder Strategien, um persönliche Lebenskrisen zu bewältigen. Fehlen von Kontrollen, um Ärger zu bewältigen oder positiver Wege, Ärger zu äußern.

Spezifische Faktoren für Amok in Schulen:

a) Die psychologische Situation:

- Ein kürzlich zurückliegender Versuch, Selbstmord zu begehen oder eine gewalttätige Handlung.
- Ein niederschmetterndes Ereignis, wie z.B. eine un-

glückliche Liebe, Schulversagen.

b) Situative Faktoren, die die Ausführung der Gewalttat erleichtern oder ermöglichen.

- Die Verfügbarkeit einer Waffe oder die Mittel, um die Gewalttat auszuführen.

3. Einblick in das Weltbild, das Denken und die Fantasie gewinnen

Band und Harpold (1999) sehen eine Möglichkeit, potenzielle Amokschützen zu erkennen darin, Schüler über ihr Leben und ihr Denken schreiben zu lassen. Dadurch könne man ein „Fenster in ihre Gedanken“ bekommen. Sie weisen darauf hin, dass einer der Täter von Nietzsche beeinflusst war. Ein anderer Amokschütze war von einem Sänger inspiriert, der ein Lied auf der Grundlage eines Buches von Nietzsche verfasst hatte. Dies liefert keinen direkten Hinweis auf einen Amokschützen, könnte aber ein Hinweis sein, sich mit diesem Schüler näher zu beschäftigen.

Ähnlich hatte Megargee (1972) darauf hingewiesen, dass sich manche spätere Gewalt vorher bereits im Denken und der Fantasie geäußert hatte. Ein elfjähriger Junge, der seinen Bruder erstach, zeichnete Bildgeschichten für seine Schülerzeitschrift. In einer seiner Bildgeschichten gab es einen Helden, der Fechtstunden nahm und seinen Lehrer erschoss. Ein Junge, der seine Eltern aus dem Hinterhalt erschoss, hatte einige Monate vorher daran gedacht, eine Novelle zu schreiben über einen Jungen, der solchen Abscheu vor seinen Eltern entwickelte, dass er sie tötete.

Der Täter in einem deutschen Mordfall hatte zuvor den Ablauf der Tat in seinem Tagebuch festgehalten. Dies wurde von einem deutschen Gericht als Beweismittel zugelassen.

4. Auswertung anonymer Informationen

In allen amerikanischen Schulen, in denen Amokschützen auftraten, gab es keine Informationskette für Hinweise und Warnungen oder einen Kasten für derartige anonyme Hinweise. Die Schulbehörde muss sicherstellen, dass diese Informationen zur Polizei gelangen.

5. Vertrauenspolizisten, die für eine Schule zuständig sind.

Diese könnten schnell positive Informationen geben, Gerüchte ausräumen und potenzielle oder geplante Gewaltakte in Erfahrung bringen.

13. Ausblick

Das Thema Amok bedarf weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen, und es ist komplexer, als man es sich oft vorstellt. Man kann jedoch sagen, dass Erklärungsversuche mit „Pubertätsproblemen“, „mangelndem Selbstwertgefühl“ usw. zeigen, dass der so Deutende nicht die richtigen theoretischen Ansätze zur Verfügung hat. Derartige Erklärungen erfassen nämlich nicht das Spezifische dieser Gewalttaten, verkennen die eigentlichen Ursachen und liefern damit keine sachgerechten Präventionsmöglichkeiten.

Noch schlimmer, manche der vorgeschlagenen Maßnahmen wie „Aggressionsabbau durch Sport“ verraten nicht nur falsche Vorstellungen vom Wesen der Aggression:

Man baut durch Gewalt keine irgendwie vorhandene Aggression ab, sondern *erzeugt* sie doch erst, lebt eine aggressive *Fantasie* aus usw.. Derartige Vorschläge können sogar gewaltfördernd sein (auf die *Möglichkeit* der Gewaltsteigerung durch Sport hatte bereits 1973 Moyer hingewiesen). Sport hat durchaus auch nützliche Funktionen. Aber durch Sport, wie auch durch andere körperliche Tätigkeiten, können zwar biologische und physiologische Veränderungen bewirkt werden (z.B. Verringerung der Erregung), dadurch werden aber nicht automatisch auch die Kognitionen und Imaginationen eines wütenden oder aggressiven Menschen verändert (s. Füllgrabe, 1997, S. 33). Auch wäre es genau der falsche Weg, bei gewaltbereiten Jugendlichen das Selbstwertgefühl erhöhen zu wollen. Wie Bushman und Baumeister (1998) ausdrücklich betonen, mangelt es nämlich vielen Gewaltbereiten nicht an Selbstwertgefühl. Vielmehr ist es gerade ein übersteigertes, instabiles Selbstwertgefühl, eine narzisstische Persönlichkeitsstruktur, die schneller und heftiger als bei anderen Menschen zur Gewalt führt. Der therapeutische Ansatz zur Verhinderung von Amok wäre deshalb, primär die Entstehung narzisstischer Denkstrukturen zu verhindern und die aggressionsfreie Selbststeuerung zu fördern.

Zum Autor

Dipl.-Psych.
Uwe Füllgrabe,
Jahrgang 1941,
Psychologieoberrat am
Bildungsinstitut der
Polizei Niedersachsen in
Hann. Münden.
Psychologiestudium in
Saarbrücken und
Frankfurt, sowie einige
Semester Chemie,
Physik und Mathematik.
Mitarbeit an einem
Projekt der Deutschen
Forschungs-Gemein-
schaft zur
Erstellung eines TAT zur
Aggressionsmessung.
Nach Beschäftigung in
der Marktforschung und
der Industrie seit 1970
Fachlehrer für
Psychologie, Pädagogik
und Soziologie an der
Landespolizeischule Nie-
dersachsen
(jetzt BIPNI) in Hann.
Münden.

Autor der Bücher

*Persönlichkeitspsycho-
logie, Menschenkennt-
nis, Polizeipsychologie,
Kriminalpsychologie,
Der psychisch auffällige
Mitbürger, Psychologie
der Eigensicherung* und
zahlreicher Handbuch-
beiträge und Artikel in
Fachzeitschriften. Darin
wird gemäß dem Prinzip
der theoriegeleiteten
Praxis, neben der
Vermittlung von
wissenschaftlichen
Erkenntnissen für die
Praxis, auch die
Bedeutung neuer
Paradigmen betont.

Anschrift

Vogelbrunnenweg 8,
34346 Hann. Münden,
Tel. 05541/31155

L I T E R A T U R

- ANDERSON, E. (1994). The code of the streets. *The Atlantic Monthly*, 273, Nr. 5, 80-94.
- ANDERSON, C.A. & DILL, K.E. (2000). Video games and aggressive thoughts, feelings, and behavior in the laboratory and in life. *Journal of Personality and Social Psychology*, 78, 772-790.
- BAND, S.R. & HARPOLD, J.A. (1999). School Violence. Lessons Learned. *FBI Law Enforcement Bulletin*, 68, Nr. 9, 9-16.
- BERKOWITZ, L. (1973). The case for bottling up rage. *Psychology Today*, 7, Nr. 2, 24-31.
- BERKOWITZ, L. (1997). Some thoughts extending Bargh's argument. In Wyer, R.S. jr. (ed.), *The automaticity of everyday life* (pp. 83-94). Mahwah: Lawrence Erlbaum Associates.
- BUSHMAN, B.J. & BAUMEISTER, R.F. (1998). Threatened egotism, narcissism, self-esteem, and direct and displaced aggression: Does self-love or self-hate lead to violence? *Journal of Personality and Social Psychology*, 75, 1, 219-229.
- CATALANO, R., NOVACO, R. & MCCONNELL, W. (1997). A model of the net effect of job loss on violence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72, 1440-1447.
- COHEN, D. & VANDELLO, J. (1997). *The paradox of politeness*. Unpublished manuscript.
- COHEN, D. & NISBETT, R.E. (1997). Field experiments examining the culture of honor: The role of institutions in perpetuating norms about violence. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 23, 1188-1199.
- DEAN, K.E. & MALAMUTH, N.M. (1997). Characteristics of men who aggress sexually and of men who imagine aggressing: Risk and moderating variables. *Journal of Personality and Social Psychology*, 72, 449-455.
- ELLIOTT, D. (2001). *Columbine killers icons to some*. Associated Press, April 16, 2001.
- FÜLLGRABE, U. (1997). *Kriminalpsychologie. Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wözel.
- FÜLLGRABE, U. (2001). Gefahrenprognosen – Grundlagen der Gefahreneinschätzung *Kriminalistik*, 55, 799-804.
- GOTTMAN, J.M. & LEVENSON, R.W. (1992). Marital processes predictive of later dissolution: Behavior, physiology and health. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 221-233.
- GREEN, D.P., GLASER, J. & RICH, A. (1998). From lynching to gay bashing: The elusive connection between economic conditions and hate crime. *Journal of Personality and Social Psychology*, 75, 82-92.
- MEGARGEE, E.I. (1972). Die Bedeutung der Hemmung für die Diagnose und das Verständnis der Gewalttätigkeit. In J.L. Singer (Hrsg.), *Steuerung von Aggression und Gewalt* (S. 150-174). Frankfurt: Akademische Verlagsgesellschaft.
- MICULINCER, M. (1998). Adult attachment style and individual differences in functional versus dysfunctional experiences of anger. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 513-524.
- MOYER, K.E. (1973). The physiology of violence. *Psychology Today*, 7, Nr. 2, 35-38.
- MULLIN, C.R. & LINZ, D. (1995). Desensitization and resensitization to violence against women. Effects of exposure to sexually violent films on judgements of domestic violence victims. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 449-459.
- TAUSCH, R. & TAUSCH, A. (1971). *Erziehungspsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- TAVRIS, C. (1982). *Anger – The misunderstood emotion*. New York: Simon and Schuster.